

ÖSTERREICH'S FISCHEREI

ZEITSCHRIFT FÜR DIE GESAMTE FISCHEREI, FÜR LIMNOLOGISCHE,
FISCHEREIWISSENSCHAFTLICHE UND GEWÄSSERSCHUTZ - FRAGEN

21. Jahrgang

November/Dezember 1968

Heft 11/12

Curt A. Moser

Irland ohne Garantie

Von dem selbstzerfleischenden Eingeständnis, mehrfacher „Schneider“ geworden zu sein, lesen Sie in diesem Bericht!

„Wenn's wieder so heiß wird, wie im Vorjahr, dann wird's eine Badwandlfischerei, Robert!“ Wir saßen in der Maschine der Air Lingus von Frankfurt nach Dublin. Freund Robert Wiedmer, einer der bekanntesten Schweizer Sportfischer und hervorragender Fliegenexperte („ich binde mir jedes Muckele selbst!“), kam von Bern und erwartete gleich mir und noch einigen anderen Fischereijournalisten, die aus allen Himmelsrichtungen angefliegen kamen, manch zünftigen Drill auf Fliege oder Eisen. Aber das Wetter! Irland meldete keineswegs das übliche Tief, das Hoch über der Grünen Insel war seit Wochen stationär, und was das bedeutete, war an allen fünf Fingern einer Hand abzuzählen — niedriges Wasser, kein Wind, kein Regen, hohe Temperaturen und müde Fische. Für mich war es der 8. Irlandflug seit 1958 und ich erinnerte mich mit gemischten Gefühlen an den Trip vom Jahre 1965, der uns zwei sehr heiße Irlandwochen beschert hatte und die „Schneider“ Hochsaison hatten!

Wir waren 12 Mann und eine Frau — Gott sei Dank, nicht 13, sagte Robert in knorrigem Berner Deutsch — aus Deutschland, Frankreich, Schweiz, Belgien, Dänemark, Schweden, Holland und der Autor als einziger Österreicher. Gute alte Freunde, die schon vor Jahren miteinander am Blackwater oder am Butlers Pool gefischt hatten. Gerald „Gerry“ V. Kuß vom Irish Tourist

Board hatte die alte Garde wieder einberufen und alle, alle kamen.

Der quicke Gerry, großartiger Organisator und Kollege, hatte ein umfangreiches Programm für uns 12 Knaben ausgearbeitet: Fischen am Ennel, Owel und Derravaragh in der Nähe von Mullingar, dann Lachsfischerei im River Bundrows, Forellenangeln im Lake Melvin und für Hechtfreunde ein paar gute Plätze bei Glenade. Selbstverständlich standen auch ein paar Stunden Meeresfischerei in der Nähe von Westport auf dem Programm.

Robert und ich waren die ersten auf der Grünen Insel. In Dublin hatte uns Gerry mit einem Mietwagen für uns auf dem Flugplatz erwartet und ab ging's wenig später in Richtung Mullingar.

Robert, sei mir nicht böse, aber jetzt kann ich's ja sagen, was ich mit der verd... Linksfahrelei in Irland für Schrecken ausgestanden habe. Du fuhrest mehr als einmal um Zentimeterbreite an den auf der linken Straßenseite abgestellten Autos vorbei und ich hörte schon das Knirschen Blech an Blech. Klar, als Rechtsfahrer konntest Du Dich nicht so schnell umstellen. Aber der Beifahrer hörte alle Engel singen. Trotzdem, Robert — wir kamen gut nach Mullingar, ich werde Dir das nie vergessen!

Nach und nach kamen auch die anderen und am Abend dieses Tages gab's natürlich den obligatorischen irischen „Mulatsag“, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Am nächsten Morgen also sollte es losgehen. Was heißt Morgen! Um 8 Uhr? Nein. Um neun

Uhr? Nein. Um zehn Uhr? Nein. Freunde, die ihr noch nie in Irland gewesen seid, laßt euch sagen: Ein Ire existiert nicht vor halb elf Uhr vormittags! Er denkt nicht daran, früher ins Büro zu gehen und der Ghillie denkt nicht daran, euch vor 10 Uhr vom Hotel abzuholen. Und wenn ihr noch so „fischgeil“ seid. Ich kannte diese für mich abstrakte Eigenart. Ich persönlich bin Fröhaufsteher und lieber um fünf Uhr aus den Federn als um acht. Noch dazu, wenn es an ein neues Fischwasser geht. Und so dachten auch die notorischen Langschläfer unter uns. Aber es war nichts zu machen: Fröhstück um halb zehn, Aufbruch um halb elf. Heiliger St. Patrick, schau oba!

Dann aber fuhren wir. An den Lake Ennel. Schön, wie alle irischen Seen. Mit kleinen Felsklippen in Ufernähe, Schilf, klarem, aber braunem Wasser. Die Ghillies warteten schon mit ihren Booten. Bob, vulgo Robert, und ich bekamen einen zugewiesen, der Ohrengröße 46 hatte. Eine Eigenschaft, die man bei Iren oft findet. Deshalb hören

sie auch alles, auch das, was sie nicht hören sollen. Wir nannten ihn sofort „Fledermaus“. Er war ein prächtiger Bursche, hatte ein Vogelgesicht und wußte über die Fischerei alles. Klar, deshalb war er ja Ghillie. Nur eines wußte er nicht: wie man bei 28 Grad Außentemperatur, völliger Windstille, Sonnenschein und wolkenlosem Himmel einen Fisch an den Haken bringt. Diese Frage blieb übrigens bis heute offen!

Wir tuckerten mit dem kleinen Außenborder hinaus auf den See und andere Freunde in anderen Booten taten desgleichen. Und dann holten wir unsere Ruten aus dem Futteral, knüpften eine Claret Mallard oder eine Golden Olive („the best fly, you can need!“ sagte Fledermaus) oder eine Blue and Orange an das Vorfach. Wir fischten trocken und naß und Robert explizierte wahre Weltmeisterwürfe. Aber es geschah nichts. Fledermaus murmelte etwas vor sich hin, schob seine lange Nase gegen den Himmel und zuckte nur mit den Schultern. „It isn't a good day to day.“ Wem sagte er



„Wenn ich nur das Öhr finden könnte!“ — Freund Jansson aus Schweden



Der Einsatz war groß, die Beute aber gering

das. Aber dann sahen wir einen Ring auf dem See. Es war eine Sensation. Ein Ring auf dem weiten Rund des Lake Ennel. Ein Ring, hurra, sie kommen. Wir pirschten uns auf den Ring an der Wasseroberfläche heran und warfen. Setzten die Fliege hinein, daß es eine Freude war. Es geschah nichts. Es geschah wiederum nichts.

Zu Mittag nicht, am Nachmittag nicht und am Abend erst recht nicht. „Gottverdeckel, du hascht mir immer von de großartige Abendschprung verzählet, Curt, das ischt ja geradezu erschreckend hier, nichts und wieder nichts!“ Robert nahm einen Zug vom „John Power“ und zündete sich resignierend eine neue Zigarette an. Was soll ich euch sagen, liebe Freunde, dieser Tag war eine Pleite. Wir tuckerten heimzu und warteten auf die anderen. Sie kamen nach der Reihe hereingefahren in den kleinen Naturhafen am See, und auf die Frage „did you catch anything?“ gab es immer nur dieselbe Antwort: Kopfschütteln.

Also, das war einmal nichts. Wir setzten uns am Abend mit Fledermaus und seinen Freunden zu einem gemütlichen Umtrunk ins Pub und versuchten „Ezzes“ zu bekommen, wie man „trotzdem“ Fische fängt. Aber wir hörten immer nur dasselbe: It is too hot, the water is too low, we need rain and wind!“

So kam der nächste Tag. Es war dasselbe in Irish-green. Aber dann, am Abend, dann sahen wir etwas, was einige von uns noch nie in solchem Ausmaß gesehen hatten: Das Schlüpfen der Maifliegen. Wer solches noch nie sah, der kann sich das gar nicht vorstellen. Plötzlich kamen sie aus dem Wasser, gelbbraune, großgefügelte Eintagsfliegen mit Flügellängen bis zu 3 cm. Zwanzig, fünfzig, Hunderte rund ums Boot. Sie schlüpfen und stiegen in die Lüfte. Bald waren es Tausende, Hunderttausende, Millionen Maifliegen über dem See. Kurze Zeit später bedeckten die „spents“ die Wasseroberfläche. Und dann und wann sahen wir jetzt auch

einen Ring inmitten dieses überreich gedeckten Tisches. Aber dahinein ein künstliches Gebilde werfen? Welcher Fisch nimmt schon eine künstliche Maifliege, wenn Millionen „echte“ rundherum fliegen?

Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder eine ganz andere Fliege einzusetzen oder dapping. Ersteres versuchte ich mit einer Coch-y-Bondhu auf 14er Haken, einer meiner Lieblingsfliegen an der Salza. Der Erfolg blieb aus, ebenso bei Bob, der eine nasse Peter Roß am Haken hatte. Es folgte bei mir die Tricolore und bei Robert eine Grouse and Purple. Aber es half nichts. Sie nahmen nichts. Anders versuchte es Fledermaus. Mit dapping. Das ist nichts anderes als Fischen mit geblasener Leine. An langer Rute wird eine Spezialleine in den Wind gelegt, an deren Drei-Meter-Vorfach frische Maifliegen zu einem Bündel an den Haken gespießt werden. Fledermaus schob drei Fliegen drüber und ließ den Klumpen dann — ja was ließ er —, es ging ja kein Wind, die geblasene Leine war also zum Scheitern

verurteilt. Er legte den Fliegenklumpen aufs Wasser, ruderte ein paar Meter weg und ruckte dann gelegentlich mit der Rute. Glaubt ja nicht, Freunde, daß Fledermaus einen Fisch fing. Wieder hatten die „Schneider“ Hochsaison und so wie bei uns war es auch auf den anderen Booten. Keiner hatte einen Fisch am Haken gehabt.

Robert schimpfte, einige resignierten und die Abgeklärten warteten auf Wind und Regen. Ich darf vorausschicken, es kam weder, noch.

Wir fuhren weiter nach Westen. Der Ghillie, der für die Lachsfischerei zugeteilt worden war, schüttelte nur den Kopf. „No fish!“ Es lag aber nicht am Ghillie und es lag nicht am River Bundrowes, sondern es lag — und dies sei hier besonders betont, denn man kann auch andere Tage in Irland erleben, wie der Autor aus langjähriger Erfahrung weiß — am Wetter, ausschließlich am Wetter. Das Hoch war da und ließ sich durch kein Tief verdrängen. Wann habe ich je in Österreich ein Tief so herbeigesehnt!

Wir saßen also am Abend wieder beisammen und berieten. Die alten Ghillies saßen um uns herum, schlürften bedächtig ihren Whiskey und kratzten sich wiederholt auf den Köpfen. Auf ihren zerschissenen Pull-overn steckten die schönsten Lachsfiegen, auf ihren Hüten und Mützen steckten die schönsten wet-and dryflies, aber sie kamen nicht zum Einsatz.

Wir waren in Westport an der Atlantikküste gelandet und wollten jetzt von dort unsere Landtrips fortsetzen. Und dort in Westport begegneten wir „Schnüffel“. Schnüffel war womöglich ein noch größeres Original als Fledermaus. Er hieß eigentlich Pat, war an die 70, aber innerhalb von 10 Minuten hatte er seinen Spitznamen weg. Er stülpte beim Reden nämlich immer die Lippen nach vor und schnaubte hörbar durch die Nase, wobei er jedesmal seinem Kopf einen Ruck gab, um anscheinend die Luft besser in seine Düsen zu bringen. Schnüffel — die Iren nannten ihn ebenfalls sofort grinsend „snuffel“ — war ein erfahrener Ghillie, am Wasser ergraut und weitem bekannt als erstklassiger Fischermann. Aber



Eine paradiesische Strecke bei Manulla, in der Nähe von Castlebar

auch Schnüffel machte dicke Sorgenfalten. Trotzdem fuhrn wir am nächsten Tag an den Lough Mask, einem der größten Binnenseen Irlands. Der Mask ist international längst bekannt für seine guten brown- und seatrouts sowie für seine Hechte. Forellen bis zu 10 Pfund sind dort keine Seltenheit und es wurden auch schon weit schwerere dort gefangen. Allerdings, was Schnüffel fing, fängt keiner mehr!

Schnüffel war Bobs und mein Bootsmann. Der Ire hatte seine Taschen voll mit Whiskey-Miniaturen, diese kleinen Fläschchen, wie man sie auch im Gasthaus bekommt. Diese Fläschchen zog er in feiner Regelmäßigkeit aus einer seiner Rocktaschen und ließ den goldbraunen Trank durch die Gurgel zwitschern. „Es macht die Nase frei!“ erklärte er mir später und ich wußte nun auch, warum er eigentlich schnüffelte. Warum er nicht gleich eine größere Flasche mitnähme? Nein, die kleinen hätten genau das richtige Quantum für eine „Behandlung“. Na also.

Schnüffel, vulgo Pat, war vor drei Jahren mit einem Engländer zum Fischen am Mask gewesen und hatte dort seine Gespließte durch einen unglücklichen Zufall verloren. Sie war ihm mitsamt der Fliegenrolle aus dem Boot gefallen und im Mask versunken. Auf Nimmerwiederssehen versunken. Das war für den Schnüffel damals dasselbe, wie wenn Ihnen, verehrter Leser, ihr Mercedes in einen Trümmerhaufen verwandelt würde. Schnüffel hatte längst eine andere Rute, aber jedesmal, wenn er am Mask fischte, nahm er „in memoriam“ einen besonders tiefen Zug, besser gesagt zwei, aus der Hüfttasche.

Schnüffel, Bob und ich saßen im Boot. Wir hatten auch die Spinnruten mitgenommen, denn wenn sich auf der Fliege wieder einmal nichts tun sollte, dann wollten wir einmal das Eisen den Seeforellen schmackhaft zu machen versuchen.

Wir fischten bis zum späten Nachmittag und es geschah wiederum nichts. Überhaupt nichts. Und dann hatte — na ja, der erfahrene Experte — Schnüffel einen Biß. Keinen schlechten Biß sogar. Auf einen silbernen Tobby, die ich besonders gern mag,



Das ist „Schnüffels“ Fang des Tages: Brown trout von über 2 kg

seit mir in Grönland die Saiblinge die Freude gemacht hatten, ihn wild zu nehmen. Schnüffels Fisch war nicht von schlechten Eltern, er zog kräftig, blieb aber fast an einer Stelle. Das Wasser war dort vielleicht sieben Meter tief.

Schnüffel pumpte und der Fisch kam näher. Er machte keine wilden Fluchten, aber es war ein schwerer Fisch, das konnte man an der gebogenen Rute von Schnüffel sehen. Aber dann — meine Herrschaften — heiliger Petrus, steinigen Sie mich, wenn es nicht wahr ist: Schnüffel hatte an seiner Rute — eine Rute. Schnüffel hatte eine Rute gefischt. Was glauben Sie, was für eine Rute? Genau! Dieselbe Fliegenrute, die er vor drei Jahren durch einen unglücklichen Zufall verloren hatte. Diese Rute hing ihm jetzt am Haken. Bob und ich stimmten ein Kriegsgelue an und Schnüffel bewegte seine Nasenflügel wie Windmühlen. Dann hatte er die Rute im Boot und wir besahen uns den Fang. Sie war völlig intakt. Die Rolle hatte fast keine Rostflecken und auch die

Leine war schön drübergewickelt. Um es kurz zu machen: Nach ein paar ganz fürchterlichen Schlucken aus *unseren* Flaschen nahm Schnüffel seinen wiedergefundenen Schatz liebevoll in die Hände und ließ die Fliege hinaussausen. Eine Grouse and Olive, wenn Sie es ganz genau wissen wollen.

Was aber dann geschah, werden Sie mir ohnedies nicht verzeihen, denn das nahm mir bisher niemand ab, sondern reihte es unter die Kategorie „schweres Fischerlatein“. Schnüffel fing mit der alten Rute, die er nach drei Jahren aus dem Wasser gefischt hatte, den Fisch des Tages! Eine brown trout von knapp zwei Kilogramm. Und landete sie fachgerecht. So was habe ich noch nie erlebt und werde es auch nie wieder erleben! Was sich dann am Abend an „Siegessfeier“ abspielte, darüber wollen wir aber lieber den Mantel des Schweigens breiten.

So vergingen die Tage, aber Bob und ich waren noch immer von Fischen unbelastet. Könnte jetzt natürlich einer kommen und sagen: Ja, Freunde, fischen muß man halt

können! Darf ich Bob und mich verteidigen? Dasselbe hatten wir uns beide schon selbst gedacht, obwohl wir das sind, was man halt so alte Hasen nennt. Aber da gab es noch andere in unserer Gruppe, ganz alte Hasen wie unseren lieben Freund Tony Burnand aus Frankreich, den Michel Duborgel, den Preben Torp Jacobsen aus Dänemark oder den Rolf Smedman aus Schweden, um nur ein paar zu nennen. International bekannte Sportfischer — und sie alle haben nichts gefangen. „Also, Bob“, sagte ich da mehr als einmal zu ihm, „Bob, an uns kann es doch nicht gut liegen!“ Das war ein Trost, denn wäre es anders gewesen, hätten wir uns in aller Öffentlichkeit keine Fliegenrute mehr in die Hand zu nehmen getraut.

Wir kamen am Abend nach Hause und hatten nichts. Überhaupt nichts. „Das gibt einen starken Lach!“ sagte Preben Jacobsen immer dazu in seinem köstlichen Deutsch und meinte, das wäre eine sehr lächerliche Angelegenheit mit uns. Aber wir taten, was wir konnten, doch wir konnten's nicht än-



Freund Robert an einer malerischen Stelle am River Bellavary/Mayo

dern. Auch für Irland gibt es keine Garantie (Gott sei Dank!).

Es gibt auch Leute, die sich grundsätzlich nur auf einen Fisch konzentrieren. Aber dazu muß man orthodoxer Engländer sein, wie jener, den ich am Bellavary River in der Grafschaft Mayo traf. Ich traf ihn am Vormittag an einer bestimmten Stelle am Fluß und spät am Abend stand er haargenau noch immer dort. Er sagte „hello“ als ich zu ihm stieß und wir kamen ins Gespräch. Er erzählte, daß er grundsätzlich nur auf solche Fische angle, die er am Tage vorher ausgemacht hatte. Er hatte drei brown trouts ausgemacht und die befischte er jetzt. Solange, bis er sie haben würde, well, Sir.

Er hatte eine kleine Fliegenbindefabrik mit sich und sah nach den Insekten, die gerade flogen. Dann setzte er sich ins Gras zu seinem Ehefrau, bastelte hurtig eine bestimmte Fliege, knüpfte sie ans Vorfach und warf wieder seine drei brown trouts. Er hatte einen sehr ernsten Gesichtsausdruck dabei und es war klar, daß dieser Gentleman die Sache wissenschaftlich nahm. Schließlich — höchste Ehre! — reichte er mir seine Rute und sagte nur „try it!“ Ich war erstarrt. Er offerierte mir seine Rute! Ich sollte sie ausprobieren und damit auf „seine“ drei Fische angeln. Hol's der Teufel, wenn wirklich einer jetzt die Verwegenheit hätte und gerade jetzt bisse! Das wäre fürchterlich. Ich warf die Fliege etwas weiter rechts neben die Forellen und ich bin

überzeugt, daß der Engländer im Geiste „shoking“ sagte, als er meinen Wurf verfolgte. Ich gab ihm schließlich seine Rute mit verklärtem Gesicht wieder zurück und trennte mich von dem strengen Herrn. Er steht vielleicht heute noch dort.

So vergingen die Tage. Dieser Bericht würde doppelt so lange werden, wenn ich alles das schreiben würde, was sich in diesen 14 Tagen noch so ereignete. Aber in „Österreichs Fischerei“ wollen ja schließlich auch noch andere Autoren zu Wort kommen. Um es kurz zu machen: Es waren herrliche Tage, es gab aber zu viel Sonnenschein und zu wenig Fische. Verantwortlich dafür konnte diesmal ausnahmsweise nur Petrus allein gemacht werden. Wir hatten, last, not least, jeder doch ein paar Forellen am Haken gehabt, aber es war mehr als spärlich. Auch die Hechte wollten diesmal nicht so wie sonst, war ich doch früher nie ohne einen 10-Kilo-Hecht nach Wien zurückgekehrt. Diesmal war's auch damit nichts.

Aber über allem dominierte eine großartige Kameradschaft, über allem lag zu jeder Stunde jener Geist, der Gleichgesinnte immer verbindet, wenn sie am Wasser sind. Der Geist der großen Fischergilde diesseits und jenseits des Atlantik, der auch dann nicht verweht, wenn einmal gar nichts geht. Daß im Atlantik aber dann doch noch ein paar schwere Brocken an den Haken kamen, darüber dann mehr in einem der nächsten Hefte!

Klaus-Manfred S t r e m p e l, Teichwirtschaft Platjenwerbe:

Umlaufverfahren und Warmerbrütung in der Forellenzucht

1. Betriebstechnische Gegebenheiten:

Meine Karpfen- und Forellenteiche liegen im Grenzbereich von Marsch und Geest, etwa 20 bis 30 km nördlich von Bremen. Beide Anlagen sind räumlich getrennt und in der Luftlinie 8 km voneinander entfernt.

a) Die Karpfenteiche liegen auf sandigem, moorigem Boden. Das Ursprungswasser ist sauer und kalkarm und zur intensiven Fischzucht bis vor wenigen Jahren nach Ansicht von Fachleuten wenig geeignet. Dies hat sich inzwischen durch intensive Düngung weit-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1968

Band/Volume: [21](#)

Autor(en)/Author(s): Moser Curt A.

Artikel/Article: [Irland ohne Garantie 177-183](#)